

erheitern. Ich habe den größten Teil der Zeremonie versäumt; ich ging raus, als der barfüßige, per Post geordnete Priester begann, Kahlil Gibrans Hochzeitskittelverse zu rezitieren. (»Hör mal, Baby«, wies mich Mutter hinterher in der Tassajara Bakery zurecht, »er hat sein ganzes Herz in diese Verse gelegt.«)

Meine Großeltern zeigten sich meiner Mutter gegenüber mit einem großen Geldgeschenk erkenntlich, von dem die das meiste einer örtlichen Suppenküche spendete. Meine Eltern waren dann bald darauf wieder pleite, aber, wie mein Vater anmerkte, konnten wir jederzeit auf eine warme Mahlzeit bei Saint Anthony's rechnen.

Als die Linke sich langsam totlief und uns nur noch Jimmy Carter blieb, machten meine Eltern als seine einsamen Unterstützer die Menschenrechtsfrage zu ihrer Sache. Das führte zu einem Einsatz beim Peace Corps und langen Jahren des Rumzigeuerns in Mittelamerika, gerade als es eine Masse blutiger Aufstände in dieser Region setzte. Ich hätte genausogut Söldner als Eltern haben können; jedesmal, wenn ich in der Zeitung über ein Blutbad südlich unserer Grenzen las, konnte ich sicher sein, daß meine Eltern mittendrin steckten.

Zu dieser Zeit waren die einzigen anderen Amerikaner an solchen Orten katholische Missionare, was bald dazu führte, daß meine Mutter konvertierte. Außer einigen anderen Dingen bedeutete das eine zweite, katholische Hochzeit (wenigstens kein Kahlil Gibran) und ein plötzliches Umsichgreifen von Ikonen zwischen den Nie-wieder-Vietnam-Postern in ihrem Wohnzimmer. Meine Mutter gestand mir gleichfalls, daß sie mit jedweder Verhütung aufgehört habe, aber da sie schon mitten in der Menopause war, kann diese Aktion als weitgehend symbolisch bezeichnet werden. (»Aber selbstverständlich vertrete ich weiterhin das Recht auf freie Abtreibung.«)

Mein Vater, ein kleiner schmaler Mann mit zurückweichendem Haaransatz, schönen hohen Wangenknochen und Grübchen (die ich geerbt habe), sieht für sein Alter immer noch sehr gut aus. Aber meiner eigenen voreingenommenen Meinung nach ist er meiner Mutter und ihren gemeinsamen tiefempfundenen sozialen Anliegen viel zu verpflichtet, um in seinem fortgeschrittenen Alter noch den Schwerenöter zu mimen.

Also glaubten wir ihm, als er uns erzählte, daß sein Sandkastenfreund und frischgebackener Kongreßabgeordneter Silvio Bernstein ihn zu einer Untersuchungskommissionsreise nach Nicaragua mitnehmen wollte. Meine Mutter hatte wehmütig zugestanden, daß sie für zwei Wochen in der Lage sei, ihre eigene Kocherei zu ertragen. Aber abgesehen von ein paar Tränen und einer ernsten Warnung, sich Silvios politischem Einfluß nicht zu ergeben (schließlich konnte sie ihm nur schwer verzeihen, daß er das Gesetz zur Beibehaltung der Todesstrafe unterstützt hatte), schien sie nicht allzu ängstlich, als mein Vater aufbrach.

Und obwohl er den üblichen Aufstand machte, uns daran zu hindern, ihn zum Flughafen zu bringen, hatte er mit Sicherheit weder nervös noch schuldbeladen gewirkt.

Also, wo zum Teufel, trieb er sich herum?

Kapitel 4

Nach der Beerdigung fuhren wir im Korso zu Brian Liebermans Weinberg: BMWs folgten uralten, psychedelisch dekorierten Kleinbussen und Teamster-Zugmaschinen. Ich fuhr mit Felix Flish in seinem schwarzen Saab. Er machte keine Anstalten, sich mit mir zu unterhalten. Statt dessen legte er eine Rolling Stones-Kassette ein und schlug mit dem großen Zeh den Takt dazu. Ich brauchte eine Viertelstunde, um herauszufinden, daß das Klopfen aus seinem baguettegroßen Schuh kam, und eine weitere Viertelstunde, mich selbst dazu zu überreden, ihm nicht auf den Fuß zu trampeln.

Als die Kassette alle war, sprang ich in die Lücke, in der Hoffnung, die B-Seite zu verhindern. »Warum wollt ihr Jungs eigentlich Mae feuern?«

»Häng bloß *mir* diese Scheiße nicht an. *Ich* will sie nicht feuern!«

»Aber, warum will denn Clement ...?«

»Mae schläft mit Jim Zissner.«

Jimmy Zissner bewarb sich für das höchste Amt bei den Teamsters, Ortsgruppe Local 16: den Schatzmeister. Die Local 16, Clements größter Klient, war für die Verbissenheit ihrer Wahlkämpfe bekannt. Dieses Jahr war besonders wild, weil Zissners »Teamsters für eine Demokratische Gewerkschaft« den derzeitigen Schatzmeister, Semi Sawyer, mit allem Denkbaren außer vielleicht des Vampirismus beschuldigten. Clement hielt nicht allzu viel von den TDG; ich hörte ihn mal höhnisch bemerken, »wenn sie Demokratie wollen, dann sollen sie doch jeder einzeln verhandeln«.

»Du weißt doch genau, wie beschissen paranoid dieser Sawyer ist«, fuhr Felix fort. »Er sagt, Zissner hat einen Spion im Büro.«

Obwohl unser Büro demonstrativ die Interessen aller Mitglieder der Local 16 repräsentierte, wurde der endgültige und unveränderliche Wille der Local 16 durch die Person ihres Schatzmeisters ausgedrückt. Semi Sawyer entschied allein, auf Grund welcher Beschwerden wir vor Gericht gingen und auf Grund welcher nicht. Viele seiner anderen Entscheidungen, zu streiken, Streikbrecherunfälle taktisch gutzuheißen, sich mit den Streikposten anderer Gewerkschaften zum Beispiel zu solidarisieren, zogen ebenfalls rechtliche Komplikationen nach sich. Aus diesem Grund hatte Sawyer unserer Firma ein jährliches Fixum ausgesetzt. Im Gegenzug erwartete er, daß wir alle Konsultationen mit ihm vertraulich behandelten, sogar, möglicherweise auch besonders, seinen Teamster-Kollegen gegenüber.

»Mae würde keine vertraulichen Informationen weitergeben!«

»Versuch mal, das Semi zu erklären, das ist, als würdest du dich mit dem Krakatau unterhalten. Und Clement wirft mit Phrasen wie ›standeswidriges Verhalten‹ und ›Interessenkonflikt‹ um sich.«

»Es wäre besser, wenn Clement Mae *verteidigen* würde!«

Felix grinste tückisch.

»Felix, das ist doch der reine Feudalismus! Clement hat überhaupt kein Recht, den Sekretärinnen zu erzählen, mit wem sie zu schlafen haben und mit wem nicht! Wenn Semi nicht beweisen kann, daß ...«

»Möchtest du Semi die Regeln der Beweisführung erklären? Oder willst du Mr. Arbeitsrecht persönlich erklären, wen er feuern darf?«

Felix griff zu der Stones-Kassette, drückte sie ins Kassettendeck zurück, und machte damit deutlich, daß seine Frage rhetorisch bleiben würde. Zwischen der Musik und seinen taktstampfenden Zehen fühlte ich mich wie im Faß zu Brians Weinberg gerollt.

Der Weinberg war ein Stück kultivierter Hügel mit einem gedrungenen Gebäude am Fuße und einem ausladenden viktorianischen Farmhaus auf der Spitze. Das Haus, welches Brian ›Timely Manor‹ nannte, hatte an drei Seiten eine überdachte Veranda. Dort standen einige mauvefarbene gedeckte Tische. Junge matadormäßig ausgestaffierte Kellner hoben von dort Tablett mit gefüllten Pilzen und Crudites runter und verfütterten sie an die Leute.

Hügelaufwärts verpufften dickbäuchige Teamster Wolken von Zigarrenrauch und reichten eine Literflasche Jack Daniels herum, die sie auf leere Weingläser verteilten. Ich konnte hören, wie sie die Anklage gegen den letzten Präsidenten von Teamsters International diskutierten. Worte wie »alles Intrigen« und »Mord an den Gewerkschaften« wurden mehrfach wütend wiederholt. Plötzlich kam ihr Gespräch zum Erliegen. Der Teamster-Dissident Zissner hatte sich zu ihnen gesellt.

Mitten in dieses Pulverfaß hinein walzte einer der jungen Matadore und murmelte: »Französische Pflaumen in weiße Schokolade gestippt?«

Semi Sawyer, der in seinem billigen Anzug ungemütlich groß wirkte, wich zurück, als hätte man ihm Kondome angeboten. Zissner, ein schlaksiger Mann mit jüdischen Gesichtszügen, lächelte wölfisch. »Wohl Angst, was Neues zu probieren, was, Semi?«

»Wenn es aussieht wie kandierte Hundescheiße, dann hast du recht!« Semis Kumpel brachen in johlendes Gelächter aus.

»Auch wenn du es Hundescheiße nennst, es schmeckt darum nicht weniger köstlich.« Zissner nahm sich eine vom Tablett und schob sie in den Mund.

»Ganz egal, was es ist, mein Stil ist es nicht!« Sawyer drehte sich um und sah mich hinter sich stehen. Ich hatte die Local 16 in einer Anzahl kleinerer Angelegenheiten vertreten, aber er hatte meine Anwesenheit nie zur Kenntnis genommen. Genaugenommen machte die Tatsache, daß eine niedliche kleine Blonde seiner Local schon ein paarmal die Haut gerettet und ihm Ausgaben erspart hatte, diese noch lange nicht zu einem richtigen Rechtsanwalt. Sawyer hielt sich für einen echten Liberalen, weil er Clement Kerrey seinen Bart nicht zum Nachteil auslegte. Möglicherweise hätte mir das was ausmachen sollen, aber dem war nicht so.

Ich lief den Hügel hoch zum Haus und sah, wie Felix Flish mit Aaron Bancroft sprach. Ich wollte mich gerade zu ihnen gesellen, als einer der Matadore mir den Weg versperrte und ein Tablett voller Weingläser ins Gesicht stieß. Ich nahm ein Glas, schob mich an ihm vorbei und stieß fast mit Aaron zusammen, der hastig einen Schritt von

Felix zurücktrat. Bancroft blinzelte mich an und sah gleichermaßen irritiert und verblüfft aus. Ohne ein Wort zu verlieren, setzte er seinen Weg den Hügel hinunter fort, in Richtung der geparkten Wagen.

»Was soll das denn bedeuten?«

Felix folgte Aarons Flucht mit den Blicken, und in seinen Mundwinkeln kräuselte sich eine verträumte Zufriedenheit. »Eigentlich nichts.« Er nahm meinen Arm, und wir bewegten uns aufs Haus zu. »Ein glattes Wunder, daß sich unser hochgeschätzter Brian so ein Haus leisten kann.«

Das gewachste Holz des Hauses schimmerte im Licht der vergitterten Fenster. Schnurrbartmänner standen hinter polierten Eichenholztresen und schenkten Harpsichord-Wein aus (Brians Marke). Girlandengesäumte Hinweisschilder empfahlen uns dringend, den Weinkeller aufzusuchen, und wiesen uns in Richtung Treppe. Felix war gerade dabei, mich hinunterzuleiten, als Matthilde Warneke, Julians letzte Gattin, dieselbe hinaufgejagt kam. Sie sah Felix, bemerkte mich aber in seinem Schlepptau nicht. Sie hauchte: »Oh, Feelix!« und kuschelte sich in seine Arme.

Felix sagte etwas wie »mein Beileid«, doch die wirkliche Botschaft lag in seiner kurzen, aber innigen Umarmung.

Matthilde trat zurück, sah mich und blickte sofort zu Boden, wobei ihre schweren Wimpern wie Visiere über ihre Augen glitten. Langsam ordnete sie die Falten ihres Kleides mit schwarzem Umhang. Matthilde und ich hatten zusammen Jura studiert. Damals mochten wir uns nicht. Heute mochten wir uns auch nicht.

Sie war eine große, wohlproportionierte Frau mit tallelangem schwarzem Haar, hohlen Wangen, riesigen braunen Augen und einer heiseren Stimme, die manche Leute für sexy hielten. Sie fummelte an einem winzigen, umgekehrt angebrachten goldenen Kreuz über ihrem Herzen. In unserem zweiten Studienjahr hatte sich Matthilde der Hexerei ergeben, weil sie angeblich eine uralte Tradition der Verehrung weiblicher Gottheiten darstellte. (Ich würde lieber männliche Götter verantwortlich machen.)

»Wie geht es dir, Willa?« Das Kreuz verschaffte ihr offensichtlich den nötigen Trost; ihr Ton war ruhig. »Und wie geht's, wie war doch gleich sein Name, dem aus der Fakultät?«

»Das ist Geschichte.« Eine sechszwanzigtägige Explosion war nötig gewesen, um die Angelegenheit zu killen, aber jetzt war sie tot.

Matthilde zuckte mit den Schultern. »Oh. Aber er schien ohnehin nicht dein Typ zu sein.«

Ich entschuldigte mich und lief die Treppe weiter runter. Ich erörtere meine romantischen Desaster normalerweise nicht gern. Brian Lieberman stand am Fuß der Treppe und begrüßte die Neuankömmlinge. Er sah so manikürt und zufrieden aus wie immer, wenn er einen Smoking trug. Er rieb seine Wange an meiner und machte eine ausladende Geste in die Runde. »Ist das nicht ein wunderbarer Tribut an Julian? Werktätige Männer und Frauen, Politiker, Pazifisten und Rechtsanwälte aus ganz Kalifornien.« Er sprach mit der Befriedigung eines Mannes, der eigentlich »großartige Party« sagen will. Dann wandte er mir den Rücken zu und begrüßte neue Gäste; diese Beerdigung war seine Show.

Ich sah mich in dem geräumigen, blitzsauberen Keller um, der Fenster hatte und Riesenregale voller gestapelter Flaschen. Ich bemerkte meine Mutter, die neben Bess Warneke mitten im Raum stand.

Ich trat zu ihnen, küßte meiner Mutter die tränenbenetzte Wange und reichte Bess die Hand. Sie war eine rundliche Dame mit wundervollen blauen Augen. Sie trug ein dezentes Make-up, ihr graues Haar war zu einem gepflegten ›Helm‹ frisiert, und ihr blaues Strickkostüm wurde von passenden burgunderfarbenen Pumps, Handtasche und Schal komplettiert. (Einmal hatte Felix in Bezug auf Bess den alten Gewerkschaftslogan verhohnepiepelt. Aus »Klage nicht, organisiere« machte er »Klage nicht, accessoirisiere«.) Nach allgemeiner Ansicht war der einzige Fehler an Bess' Ehe mit Julian, daß sie sechzig war und auch so aussah.

Ich gab gerade meinem Beileid Ausdruck, als ich Mutter zum Eingang starren sah. Ich sah mich um, schoß nach vorne, trampelte auf Mutters schlimmen Zeh und entlockte ihr einen schmerzerfüllten Quietscher.

Und genau das veranlaßte *ihn*, in unsere Richtung zu gucken.

Einen Augenblick sah Edward Hershey genauso überrascht aus wie ich; dann glitt ein halbes Lächeln über sein Gesicht. Ich hätte gute Lust gehabt, es mit meinem Schuhabsatz von seinem Gesicht runterzuwischen.

Er blieb stehen, versenkte die Hände in seinen Jackentaschen, klimperte mit Kleingeld und sah zu mir rüber. Meine Mutter sagte irgendwas, aber ich bekam es nicht ganz mit. Er war der allerletzte Mann auf der Welt, den ich sehen wollte.

Hershey war groß, vielleicht einsfüfundachtzig, hatte ein breites Kreuz, schmale Hüften und sehr lange Beine. Er trug ein Kordsportjackett über einem Izod-Hemd, Jeans, nicht allzu ausgebleicht, und Frye-Stiefel. Die Uniform wirkte lässig-locker, hatte ihn aber sicherlich eine Stange Geld gekostet, genau wie sein kunstreich zerzauster Haarschnitt.

Er sah älter aus: Fünfzehn Jahre sind eine lange Zeit, und er hatte schon immer ein grobes Gesicht, ein zu kantiges Kinn, einen Silberblick, eine zerbeulte Nase und einen Dreitagebart gehabt. Aber dieser Bastard hatte Aussehen gar nicht nötig, er hatte das gewisse Etwas.

Um ihn herum flatterten zwei mir unbekannte Frauen, eine hochnäsige Rote und eine Allerwelts-Brunette.

Meiner Mutter gelang es am Ende doch, mit einer Stimme, die Glas zerspringen lassen könnte, meine Aufmerksamkeit zu erringen. »Baby, das ist der Junge aus Boston, der dir damals das ...«

»Mutter!«

Sie schlug die Hände vors Gesicht und rang nach Luft. »Du meine Güte!« Und als sie Bess Warnekes geschockten Gesichtsausdrucks gewahr wurde, begann sie zu kichern.

Ich war ziemlich sicher, daß Bess völlig klar war, was mir Edward damals angehängt hatte.

Einen Augenblick später fühlte ich seine Hand auf meiner Schulter.

»Du bist ja ganz schön erwachsen geworden«, knäulte er im Dialekt des Südens.

Ich schüttelte ihn ab. »Was treibst *du* denn hier?«